Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 17 (1941-1942)

Heft: 46

Artikel: Kriegsberichterstatter schreiben...

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-712943

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gericht möge die Frage der bedingten Verurteilung prüfen. Der Angeklagte habe aus der Zeit vor seinem Eintritt in die Legion glänzende militärische Führungszeugnisse. Jost habe sich alle erdenkliche Mühe gegeben, hier in der Schweiz sein Auskommen zu finden, das Unglück habe ihn verfolgt. Mit der Hoffnung auf Arbeit sei er nach Frankreich. Eines Tages sei er vor dem Nichts gestanden, für die Werber eine willkommene Beute.

«Angeklagter, Sie haben das letzte Wort!»

Ueberrascht, unvorbereitet möchte Jost in kurzen Worten ein ganzes Leben zusammendrängen; harte Jugend, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Wunsch und Gelöbnis vereinigen sich in diesem Moment in einem Lebensempfinden, für das ihm das Wort fehlt.

«Meine Herren», setzt er an, unterbricht sich und hält inne. Stolz und Abwehr steigt in ihm hoch:

«Ich habe nichts mehr zu sagen.»

«Die Parteien treten ab, das Gericht zieht sich zur geheimen Beratung zurück.»

Wieder geht es auf den grauen Steinfliesen auf und ab. Eine starke, klare Zuversicht erfüllt ihn. Trotzdem scheinen die Minuten lang, unendlich lang.

Wieder steht er im Sitzungszimmer.

«Das Divisionsgericht hat gefunden und erkannt: Der Angeklagte ist schuldig des Eintritts in fremden Militärdienst und der wiederholten Dienstversäumnis und er wird auf Grund von ... verurteilt: Zu acht Monaten Gefängnis. Von einer Einstellung im Aktivbürgerrecht wird abgesehen. Dem Verurteilten wird der bedingte Strafvollzug gewährt, da Vorleben und Charakter ihn dieser Rechtswohltat würdig erscheinen lassen.»

Jost hat den Atem angehalten, seine Augen haften an dem Munde des Großrichters. Dieser setzt einen Moment aus.

«In meiner langjährigen Praxis ist dies der erste Fall eines Fremdenlegionärs, dem der bedingte Strafvollzug zugebilligt wurde. Aber das Gericht ist keine Maschine, kein Fall ist gleich wie der andere, immer wieder wägt es von neuem Tat und Mensch und — die Augen des Großrichters halten den Blick des Angeklagten in ihrem Bann, wohlwollend, beinahe väterlich — das Gericht hat Vertrauen zu Ihnen, Jost, erweisen Sie sich dieses Vertrauens würdig!»

Alles weitere nimmt Jost nur noch undeutlich in sich auf.

«Der Angeklagte wird auf freiem Fuß belassen und kehrt zu seiner Truppe zurück!»

Jost fährt in den Senkel, meldet sich ab und mit gleich bestimmter Stimme, nur etwas leiser, als sage er es mehr zu sich selber:

«Ich danke Ihnen!»

Im Gang draußen schwingt er seinen Tornister auf den Rücken, das Gewehr schlägt mit hellem Klang an den Stahlhelm, die Packung ist leicht.

Vor dem Portal des Gerichtsgebäudes bleibt er einen Augenblick stehen, warme Frühlingsluft schlägt ihm entgegen, die Sonne scheint ihm voll ins Gesicht, er blinzelt. Dann zieht er den Gewehrriemen kräftig an und greift mit langen Schritten aus.

Ein Ball spielender Kinder kommt auf ihn zugeflogen, kräftig stößt er ihn mit seinem Fuß zurück. Welti.

Kriegsberichterstatter schreiben...

Infanterie im Wüstenkrieg...

In einem Frontlande, in dem das Kampfgelände sich fast überall als unabsehbar weite, nahezu ebene, als auf viele Kilometer klar übersehbare Fläche darbietet, könnte man, vor allem nach der Erfahrung, daß die mit der Zeit immer härter und unerbittlicher gewordenen Kämpfe in der Hauptsache mit starken Artillerie- und Panzerkräften ausgefochten wurden, leicht zu der Auffassung kommen, daß dort der Einsatz und eine Entscheidung erzwingendes Eingreifen der Infanterie unmöglich sei. Unterstützt wird eine solche Auffassung durch den Hinblick auf die gewaltigen Entfernungen zwischen den einzelnen Schlachtfeldern, zwischen den Bereitstellungen und den Kampfräumen, auf die außergewöhnlich kräftezehrenden klimatischen Verhältnisse in Afrika und durch den Hinblick auf die dem Europäer so ungewohnten Lebensbedingungen in einer trostlos öden, jeder Fruchtbarkeit und Freundlichkeit baren Wüstenlandschaft, deren ständiger Anblick allein auf die Dauer eine seelische Belastung von zermürbender Schwere bedeutet.

Und dennoch kämpft auch in Afrika die Infanterie, deutsche und italienische Infanterie, überall dort mit, wo es gilt, den Feind zu schlagen oder zu binden. Auf allen Gefechtsfeldern der Wüste haben die Infanteristen deutscher Regimenter, zusammen mit den Bersaglieri und mit Fußtruppen anderer italienischer Einheiten siegreich im Kampfe gestanden, im Kampfe gegen im Kolonialkrieg erfahrene, ans Tropenklima gewohnte Kolonialvölker zusammengesetzte Truppen des Feindes. Zwar marschiert der Infanterist in Afrika nicht mit frisch-fröhlichem Marschgesang daher — er könnte und soll unter der Sonne Afrikas ja gar nicht marschieren —, zwar sieht er anders, ganz anders aus, als der feldgraue Soldat, der gleiche harte Kämpfer auch hier, als der er sich auf allen Schlachtfeldern dieses Krieges erwiesen hat.

Der Afrika-Infanterist ist kein flotter Vorwärtsstürmer — das Stürmen mit lautem Hurra ist für Afrika nicht die geeignete Form des Vorgehens —, er ist ein zäher, verbissener Kämpfer, der auch unter kaum noch erträglich erscheinenden Lebensbedingungen ausharrt und nicht nur ausharrt, sondern angreifend siegreich kämpft.

Wir haben zusammen mit deutschen und auch italienischen Infanteristen in den vordersten Linien vor dem Feinde, vor festen Stellungen und in Wüsten-«Igeln» gelegen. Es war dabei so, wie es immer im Kriege sein wird, daß der Infanterist der unmittelbarste, allem Erleiden nächste Kämpfer ist. Es gab einen Frontabschnitt, da lagen sie auf eine Entfernung eines Karabinerschusses vor den Feindbunkern in Einmann-Deckungslöchern. In dieser vorgeschobenen Stellung gab es nur zur Nachtzeit eine Schleich- und Kriechverbindung von Gruppe zu Gruppe. Nur vorsichtige Bewegungen, die keine die feindlichen Horcher warnenden Geräusche hervorriefen, verhinderten hier wütenden warnenden Beschuß durch den Feind mit Nahwaffen aller Art und mit Artillerie. Auf einzelne Meldegänger wurde dort vom Tommy mit Granaten geschossen.

Tagsüber mußte alles bewegungslos in den Erdlöchern liegen, ohne kühlespendenden Schatten, bei unerträglicher Hitze ausharren. Das Trinkwasser war dazu streng rationiert. Da lagen die braven Infanteristen in der doppelten Qual des schweren Afrikakrieges, Männer mit von der erbarmungslosen Sonne ausgedörrten Körpern, um die Schweiß und verklebter Staub längst eine Schmutzschicht gebildet hatten. Es waren Männer in zerrissenen, verstaubten Uniformen, mit den rotgeränderten Augen der ewig wach sein Müssenden, mit durchtrockneten Kehlen, gesprungenen Lippen und langen Bartstoppeln. Aber es waren Soldaten, die schweigend, selbstverständlich ihre unerbittlich harte Pflicht dort im heißen Kampflande erfüllten.

Wir haben sie in der Wüste über weithin flaches, wie eine Tischplatte ebenes, vollkommen deckungsloses freies Feld vorgehen sehen, als mit tausendfältigem Krachen einschlagender Granaten, hochfliegender Minen, niederheulender Bomben und pfeifender Geschoßgarben der Tod durch die sonst so grabesstillen Weiten der Wüste lärmte. Tausend tapfere Einzeltaten, männliches Ertragen fast unvorstellbarer Strapazen, unerhört harter Kampf gegen den zäher und erbitterter denn je sich wehrenden Gegner — aber auch Sieg —, das alles steht hinter den Worten: «Infanterie im Afrikakrieg.»

...und im Festungskampf

Das Hirn kocht unter dem Stahlheim. Die salzigen Tropfen rollen über das Gesicht in den Nacken. Das Hemd ist nasser Lumpen. Der durch Nässe und Dreck verschleierte Blick ruht ärgerlich auf dem Vordermann, weil der noch weiter klettert. Einen steilen Geröllhang, bedeckt mit zerfetzten, verkohlten Stümpfen dichten, aber restlos zerschossenen Buschwerks. Ab und zu muß man sich mit allen Vieren anklammern, fuchtelt einer mit der Hand in der Luft, bis er an dem Gestrüpp wieder Halt findet. Weit drunten liegt schon die Schlucht, über die die Infanterie auf diesen Berg losstürmte, links und rechts vorbei und von hinten auf die Höhe, die Bolschewiken einzeln aus den Bunkern und Erdlöchern herausschießend. Man kletert weiter, schüttelt ungläubig den Kopf, läßt hinter sich ruhig die leichten und schweren Kaliber zerkrachen, welche die Sowjets noch in die Gegend schicken. Hier an den Steilhang können sie nicht heran.

Gleich unter dem Höhenrand hängt ein Felsen über. Unter ihm klebt der Gefechtsstand. «Verfluchte Hitze.» — «Heute hat es 42 Grad.» — «Im Schatten.» — «Ich

weiß nicht, irgendeiner hat mir's gesagt.» Kurze Rast. Wir werden zum Bataillon eingewiesen. Es kann uns keiner führen. Jeder Mann ist notwendig. Die Leitung zum Bataillon ist der Wegweiser. Noch einmal klettern wir weiter, dann sind wir oben. Was hatte man gesagt? «Sagen Sie vorne, um zehn Uhr wollen die Bolschewiken angreifen.» Nun, es ist erst acht Uhr. Noch ein Blick in die steile Flucht nach unten, dann geht's weiter durch den verfilzten Krüppelwald. Es kracht immer irgendwo. Ein paar Meter, dann haut es verdächtig nahe ein. Blitzschnell am Boden. Das zerschossene Geäst schindet die Hände. Auf, weiter: da, ein dreißig Zentimeter tiefer Laufgraben. Komisch, man glaubt sich plötzlich in Sicherheit.

Da heult es jaulend hinter dem nächsten Busch. Dreck fliegt über uns. Ist was passiert? — Weiter. Halbgeduckt, jede Sekunde bereit, sich wahllos hinzuhauen. Endlich einige Stimmen. «Ist hier das j..?» «Nein, da müßt ihr den Laufgraben zurück, etwa 500 Meter.» — 500 Meter. In diesem Artilleriefeuer. Was nützt es, — es geht zurück. Mehr als 500 Meter. — — Nichts zu finden, nur Einschläge über Einschläge. Wir möchten nicht bei den Bolschewisten landen. Vorderste Linie, das ist in dieser grünen Gefahr so ein Begriff. Wir sind viel zu weit. Wieder dahin, woher wir gekommen. Wir müssen einem Weg nach. Einer geht mit. Da, ein Graben, auf der Sohle hocken die Schützen eng aneinander. Ernst, sehr ernst. Gerade hatten sie fünfzig Bolschewisten, die unversehens am Bataillons-Gefechtsstand aufgetaucht waren, restlos vernichtet. Ein Verwundeter sperrt den Graben. Wir springen hinunter, steigen vorsichtig über ihn und stehen hundemüde im Stollen. Es ist kein Licht. Man sieht nicht, ist einer oder sind zwanzig drin. Draußen brüllt die Artillerieschlacht weiter. Der Auftrag wird erfüllt. Ein paar Brocken fallen über den Feuerzauber. «Pech», meinte der Kommandeur, «da seid ihr gerade in die Artillerievorbereitung des Angriffs hineingekommen, aber jetzt ist ja Ruhe.»

Es ist Ruhe. Gut, gehen wir zurück. Was man so «Ruhe» heißt. Die Hand tastet immer wieder nach der Pistole. Bolschewiken können ja überall auftauchen aus dem Dickicht, versprengte, durchgeschlichene, liegengebliebene Widerstandsnester. Melder, Essenträger und Störungssucher, Sanitätsgrade und alle jene, die ihren Befehl durchführen müssen, die heraus müssen aus den Löchern und Bunkern, können manche harte Begegnung erzählen. Das ist die dröhnende, heulende, berstende Welt in den grünen Dschungeln, in zerschlagenen Waldstreifen, auf Höhen und Schluchten. Wer am Hinterhange oder in toten Winkeln sitzt, kann sich glücklich preisen — bis zum Angriff auf das nächste Grabensystem, den nächsten Bunker oder eine beherrschende Höhe. Und manchmal steigert sich der Eisenhagel zum pausenlosen Feuerorkan. Irgendwo wird angegriffen. Die anderen warten, warten in der größten Festungsschlacht dieses Krieges, als kämpferische Insel im Busch, nach drei, vier Seiten oft wachsam und verteidigungsbereit, ohne Rücksicht auf Ausfall und Versorgungsschwierigkeiten, auf Hitze und Hunger.

Aus den Tagebuchblättern eines Gebirgssappeur-Rekruten

Von Fish.

I.

«Feldweibel — Tagesbefehl verlesen!»

«Zu Befehl, Herr Oberleutnant!» Tagesbefehl Nummer .... (es folgt eine für uns astronomisch klingende Zahl): 0430 Tagwache, Dislokation nach dem Monte Soundso. Weitere Befehle folgen! «Herr Oberleutnant, Befehl ausgeführt!»

«Eintreten!»

«Kompagnie — Achtung — Steht! — — Abtreten!»

Als alten Pechvogel traf mich natürlich, zusammen mit einigen andern «Pinggeln», die Abkommandierung zum Küchendienst. Glücklicherweise ahnten wir noch nicht, daß dies einen 20stündigen Arbeitstag bedeuten würde.

Um 3 Uhr morgens wurden wir also geweckt, warfen uns im Tempo des Gehetzten in die Kleider, buckelten den «Aff», ergriffen Stahlhelm und Gewehr — und schon trabten wir im Eilschritt auf den stillen Exerzierplatz hinaus. Verlassen standen da die fahrbereiten, vollbeladenen Fourgons. Verhüllt mit Tarndecken, stumm — wie gigantische, schlafende Geschöpfe einer vergangenen Welt.

Unser Gepäck wurde, wie üblich, mit ordonnanzmäßiger Genauigkeit deponiert, und bald sah man nur noch dunkle Gestalten in weißen Schürzen hin- und herhuschen. Fluchend und schwitzend um die über prasselndem Feuer stehenden Kochkisten bemüht, damit die Kameraden ihr Essen rechtzeitig erhielten.

Der Mond lächelte still, wie alle großen Schweiger, über dieses nächtliche Schauspiel. Er nahm seinen weichen Mantel von den gewaltigen Bergmassiven um uns, gab den Konturen ihre Härte wieder, und legte sich schlafen.

Plötzlich zerriß ein schriller Pfiff die Luft und pflanzte sich fort durch alle Kantonnemente. Rufe, Kommandos, Stimmengewirr, über Gänge und Treppenläufe polternde Ordonnanzschuhe — und schon standen die ersten vor den Brunnen, entblößten ihre herrlich-jungen Körper, und wuschen sich die laue Schläfrigkeit vom Leibe.

In kürzester Zeit war gegessen. Die Formationen wurden gebildet — wir marschierten. Und leise sang die Straße ein Lied von Zuversicht und Kraft. — —

II.

Schweigend marschierte die Kompagnie in den Abend hinein. Freimarsch war kommandiert und so schritt jeder Mann bergwärts, einer hinter dem andern, wie's ihm gefiel; den Helm abgeschnallt, das Gewehr an der Seite, hinten über den Tornister gelegt, oder vor die Brust gehängt.

Gewitterschwüle legte sich wie schwere, laue Flüssigkeit um unsere Köpfe. Die Vollpackung auf dem Rücken, Zelte, Werkzeuge und die Gabeltragriemen mit den schweren Patronentaschen daran machten den Marsch nicht leichter.

Dunkles Gewölk jagte sich über uns, die Saumtiere peitschten sich wütend mit den Schweifen, — warfen die Köpfe auf und versuchten sich auf jede Art und Weise ihrer Lasten zu entledigen. Unverdrossen ging's jedoch weiter, — Schritt für Schritt — der Höhe zu.

Endlich ertönte weit vorne das ersehnte Pfeifensignal. Wir hielten uns nun ganz bergseits der schmalen Saumstraße und schlossen dicht auf. Ein zweiter Pfiff, und jeder stand bockstill, um sich auf den dritten Pfiff aufatmend von seiner Bagage zu befreien.

III.

«He — Fish — aufwachen! Spürst du denn nichts?» — «Verdammt nochmal, diese Schweinerei! — Was ist denn los?»

Eine derbe Hand rüttelt mich an der Schulter und allmählich kriecht mein Bewußtsein aus den Tiefen eines bleiernen Schlafes zurück. Ich will mich umdrehen und — meine Linke versinkt bis zum Handgelenk im weichen Schlamm eines Baches, der sich mitten durch unser Zelt ergießt.

Einige fluchen, die meisten lachen. Ein Regen, wie ich ihn noch nicht gerade erlebte, trommelt aufs Zelt nieder. Draußen bimmelt das Glöcklein eines schutzsuchenden Fohlen. Noch am Abend weidete eine Pferdeherde hier. — Wahrlich: eine Symphonie, die man nicht alle Tage hört, aber gehört haben muß. Die aufgeschreckten Kameraden haben sich's auf ihren Tornistern bequem gemacht. Den Kopf auf den Knien hocken sie zusammengekauert auf ihren Affen. Warum nicht? Man kann auch so schlafen.

Erich, mein Schnarchkollege, und ich haben uns aus Pickel- und Schaufelstielen einen Rost gemacht, legen uns wieder zurecht und hüllen uns in die feuchte Biwakdecke. Draußen glöckelt bittend immer noch das kleine Füllen.

«Jä nun, Kleines, sieh — sowas kann vorkommen in unsern Bergen, — ich kann dir nicht helfen, — bin auf einer Seite selber schon ganz naß und dreckig; aber mein Fell ist bald so zäh wie deines — wir sind — Soldaten — und deshalb — —»

Schon bin ich wieder eingeschlafen.

IV.

Nasse Nebelschleier spannen sich von Fels zu Fels, von Weide zu Weide, und bei strömendem Regen brachen wir unsere Zelte ab. Dann standen wir einzeln und in Gruppen herum, hängten uns die nassen Zeltbahnen um die Schultern und schlürften mit einem wohligen Gefühl den heißen Kakao. Dabei erwachten die Lebensgeister plötzlich wieder. Im Nu waren die Formationen gebildet. Ein Kommando — und in gewohntem Trott marschierten wir dahin.

Plötzlich führte uns der Weg in einer scharfen Biegung um einen Felsvorsprung,

(Fortsetzung auf Seite 1143.)